



ZEITSCHRIFT

zur Unterhaltung, zur Kunde des Vaterlandes, der Kunst,
der Industrie und des Lebens.

Erster Jahrgang.

N^{ro} 12.

Lemberg den 28. Juli

1840.

Die Geheimnisse der Brücke Notre Dame.

3. Die Nachtwache.

(Fortsetzung.)

Er leerte noch einen Becher Wein und fühlte sich etwas beruhigter, und als endlich die Abendglocke geläutet und auf der Straße Alles ruhig war, beschloß er sich zur Ruhe zu legen. Es war zehn Uhr. „Wenn meine Feinde,“ dachte er bei sich selbst, „Wesen aus einer andern Welt sind, so ist es, wie man sagt, die Mitternachtsstunde, die ich zu fürchten habe. Gegen sie wird mein sterblicher Arm mich nicht schützen, nur mit Vertrauen auf den Himmel kann ich mich bewaffnen. Wenn aber meine Gegner dieser Erde angehören, so sollen mir meine Waffen gute Dienste leisten und ich will sie daher auch im Schlafe nicht von mir lassen.“

Er stand auf, das Bett zu untersuchen und es von dem Staube zu reinigen, der es bedeckte. Ein neuer Gegenstand erfüllte ihn während dieser Beschäftigung mit Entsetzen: er gewahrte auf dem Fußboden einen dunklen Streif, der sich von der eisernen Kiste bis zum Fenster hinzog; ohne Zweifel war die Spur des Blutes, das hier vergossen worden.

Geoffroy's Gedanken wurden jetzt wieder gewaltsam zu Robert de Leglie hingezogen, auf dessen Vater Richard und auf Alle seines verruchten Geschlechts, das nur für Verbrechen geboren schien — er dachte auch des Kindes, das der Muttermörder verstoßen hatte.

Die Glocke von der Brücke verkündete laut die elffte Stunde und es war Geoffroy, als ob er die Stimme eines Freundes vernehme. In der Straße herrschte Todtenstille, nur die Schritte der Patrouille waren vernehmbar. Je näher die Mitternachtsstunde heranrückte, desto beklemmender fühlte sich Geoffroy; er trat ans Fenster und schaute auf den Fluß hinab. Die Nacht war jetzt heller geworden, der Vollmond stieg empor, noch aber vermochte er die Gegenstände vor sich nur unbestimmt zu unterscheiden. Er bemerkte indessen in einiger Entfernung auf dem Flusse einen dunklen Körper — wahrscheinlich ein Fischer, der dort übernachtete, oder ein Floßholz, das dort geankert hatte. Nicht doch, der Körper bewegte sich, und zwar unverkennbar der Brücke zu; er kam immer näher und näher, bis Geoffroy

endlich ganz deutlich ein Boot gewahrte, in dem sich ein einzelner Mensch befand, welcher der Brücke zu ruderte.

Dieser Umstand war an sich nicht von Bedeutung, denn vom Morgen bis zur Nacht ward der Fluß beschifft; Geoffroy aber dachte an Robert de Leglie und wie derselbe vor fünfzehn Jahren gleichfalls zur Nachtzeit sich auf diese Weise der Brücke genähert habe, in der furchtbaren Nacht als —

Er suchte indeß aufs Neue diese Gedanken zu verbannen und das Boot ferner zu beobachten. Der Ruderer arbeitete tüchtig, so als ob er bis Tagesanbruch noch einen weiten Weg zurückzulegen habe, auch schaute er oft ängstlich um sich, so, als sähe er sich nach irgend einer Ermuthigung um. Nun näherte er sich der Brücke, unter deren Bogen er verschwand. In diesem Moment, gerade als das Boot Geoffroy's Blicken entzogen war, erhob sich aus dem Flusse ein so furchtbarer und durchdringender Schrei, daß jener sich von einem namenlosen Entsetzen erfaßt fühlte. Er horchte hin, der Schrei aber ward nicht wiederholt und ringsum herrschte aufs Neue Grabesstille. Was war aus dem Ruderer geworden? War das kleine Boot vielleicht hinein in einen der durch den Verfall der Brücke entstandenen Strudel gerathen? Hatte der Verunglückte den Schrei ausgestoßen? Geoffroy's großmüthige Theilnahme für die Leiden Anderer besiegte bei ihm jedes andere Gefühl, er öffnete die Thür, eilte über den Gang in ein nach vorn hinausgehendes Gemach und blickte vorsichtig hinaus auf die Gasse; aber auch dort war Alles still, die Schildwache stand so ruhig auf ihrem Posten, daß Geoffroy zu vermuthen begann, seine aufgeregten Sinne hätten ihn getäuscht. Gewissermaßen beschämt, kehrte er in das hintere Gemach zurück: „Ich will die Mitternachtsstunde mit offenem Auge erwarten,“ sprach er zu sich selbst, „ich bin auf das Schlimmste vorbereitet — ich will mich nicht zur Ruhe legen, bis sie vorüber ist. Noch eine halbe Stunde und es wird zwölf schlagen!“

Er schritt im Zimmer auf und ab und suchte seine grauenvollen Phantasiegebilde zu verbannen, aber sie kehrten immer wieder zurück. — Die Glocke schlug die vier Viertelschläge, er schauderte warf sich in den Lehnstuhl und harrte mit angstbeklemmender Brust, daß sie ausgeschlagen

haben würde. — Der letzte Schlag ertönte, aber noch immer wagte er es nicht, die Hände von seinem Gesicht zu ziehen. „Welche Schreckensgebilde werden mir entgegen treten, wenn ich aufschaue,“ dachte er, „heiliger Crispin stehe mir bei! Schütze mich in dieser Noth, täusche mein Vertrauen nicht!“

Er zog rasch die Hände weg — nichts Außerordentliches zeigte sich ihm, Alles war wie zuvor. Er horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit — kein Laut berührte sein Ohr. Sein Auge durchspähte jeden Winkel des düsteren Gemachs — nirgends war etwas zu schauen. Er athmete etwas leichter. „Gepriesen sey die Mutter Gottes — Dank Dir, heiliger Crispin,“ rief er mit lauter Stimme, „die Mitternachtsstunde ist erschienen, sie brachte Ruhe in meine Brust.“

So saß er eine halbe Stunde lang, beruhigt, unbesorgt rücksichtlich der Begebenheiten dieser Nacht. Er fühlte eine Anwandelung von Müdigkeit und wollte sich derselben hingeben. Er warf sich auf das Bett, breitete seinen Mantel über sich, legte sein Schwert neben sich, nahm seine gute Streitart in die eine, den Dolch in die andere Hand, empfahl sich nochmals dem Schutze des Himmels und versank bald in einen festen Schlaf.

Er erwachte indeß plötzlich wieder, als sey er aufgeschreckt; er hörte ein heftiges Krachen, so als ob die Brücke mit den Pfeilern zusammensürzte, er richtete sich empor und starrte nach der Thür; es war, als ob sich dieselbe bewege; er glaubte, er schlafe noch und träume; er rieb sich die Augen und schaute aufs Neue hin, die Thür ward wirklich langsam geöffnet und im nächsten Moment glitt eine hohe, dicht verschleierte Gestalt herein und schlich sich wie verstoßen dem Tische zu, welcher vor dem Camine stand. Geoffroy schauderte, aber seine Festigkeit kehrte sogleich wieder, als er aus der Sorgfalt, welche die Gestalt beobachtete, um leise aufzutreten, den Schluß zog, daß es kein Gast aus einem andern Welt sey; einen Gegner aus dieser Welt fürchtete er nicht, mit dem war er bereit, einen Kampf zu bestehen. Schon war er im Begriff aufzuspringen und dem Unbekannten entgegen zu treten, als es ihm einfiel, daß es gerathener seyn würde, die Gestalt einige Augenblicke lang zu beobachten und sich zu überzeugen, was sie eigentlich im Schilde führe. Er erfaßte seine Waffen und setzte sich so, daß er jeden Augenblick emporspringen konnte.

Der Verhüllte zog eine Blendlaterne hervor und schien verwundert, daß im Kamin schon ein Licht brannte. Er schaute im Zimmer umher mit forschendem Blick, bis endlich sein Auge auf dem Bette ruhen blieb; er that einen Schritt vorwärts, so als wolle er sich dem Lager nähern, schien sich aber eines anderen zu besinnen und trat schnell wieder rückwärts. Er schien mit sich selbst zu kämpfen und dem Anschein nach ermattet sank er in den alten Lehnstuhl, wo er in Betrachtungen verfiel. — Schon nach einigen Augenblicken aber raffte er sich empor, näherte sich mit raschem, entschlossenem Schritte dem Bette und deutlich gewahrte Geoffroy in seiner Hand einen blinkenden Dolch.

Der muthige junge Bogenschütze ließ seinem Gegner keine Zeit, von seiner Waffe Gebrauch zu machen; er sprang so rasch von seinem Lager empor und auf den Verhüllten zu, der sich des Angriffs nicht verschah, daß er ihn mit leichter Mühe zu Boden warf, ihm den Dolch entriß und ihn bei der Gurgel packte.

„Gnade, Gnade!“ stammelte der Besiegte, „ich beschwöre Euch bei der Seele Eures Vaters, bei dem Frieden Eurer Mutter, schenkt mir das Leben!“

Geoffroy war allein; der Fremde war ein starker kräftiger Mann, der nur durch Überraschung besiegt worden war er sah ein, daß es das Sicherste seyn würde, ihn mit dem Dolche zu durchbohren, aber er schauderte, vor dem Gedanken zurück: Blut zu vergießen, wenn es vielleicht nicht durchaus nothwendig wäre. Während des Ringens waren sie bis vor die eiserne Kiste gerathen und der Unbekannte lag gerade an der Stelle, wo der Boden dunkel gefärbt war; er schauderte krampfhaft zusammen und dieser Umstand brachte Geoffroy auf einen Gedanken. —

„An dieser Stelle ist schon Blut vergossen worden,“ sprach er, „das Blut einer Mutter, von der Hand ihres Sohnes! Meine Hand soll nicht Gleiches thun und wäre es selbst zu meiner Vertheidigung. Schwöret mir also, daß Ihr keinen ferneren Angriff auf mein Leben unternehmen, sondern Euch augenblicklich und ruhig fortbegeben wollt, schwöret mir das bei dem hiervergoßenen Blute — bei der Seele Eurer eigenen Mutter — und ich lasse Euch frei!“

„Ich schwöre — ich schwöre!“ stammelte der Fremde.

Geoffroy zog die Hand von seiner Gurgel weg und ließ ihn sich aufrichten, hielt aber noch immer seinen Dolch gehoben. Der Unbekannte schien noch immer seine Fassung nicht wiedergewinnen zu können. Er warf einen flüchtigen Blick auf die Stelle, wo er gelegen und wich voll Entsetzen von derselben zurück. Schon im nächsten Moment aber hatte er seine ganze Energie wieder erlangt und noch bevor es Geoffroy verhindern konnte, hatte er dessen Schwert erfaßt, das aus dem Bette gefallen war; aber wenn gleich empört ob dieser Schändlichkeit, ließ sich Geoffroy dennoch nicht einschüchtern, sondern griff muthig zu seiner Streitart, welche sein Gegner nicht bemerkt haben mußte. Die Kämpfer standen sich einen Augenblick lang schweigend gegenüber, endlich senkte der Unbekannte das Schwert.

(Fortsetzung folgt.)

Länder- und Völkerkunde.

Die Insel Ascension.

Merkwürdig ist es, daß Napoleon, der die Schicksale so vieler Reiche bestimmte, sogar noch in der Verbannung unwillkürlich die Colonisation einer Insel veranlaßte, die man so lange Zeit für eine wahre Wüstenei gehalten hatte. Bevor St. Helena durch Napoleon's Aufenthalt welthistorisch wurde, hatte kein Mensch von dem benachbarten Eiland Ascension die geringste Notiz genommen. Man vermuthete von demselben nur so viel, daß es von vulkanischer Formation sey, und ließ sich durch das sparsame Grün, womit seine Felsen bewachsen und der verkohlte Lehm Boden seiner Ebenen bekleidet war, nicht eben zu nähern Untersuchungen einladen. Wilde Ziegen, Seerögel, Turkeltauben, blieben immer die einzigen Bewohner dieser Insel. Es schien eine Unmöglichkeit, sie auf irgend einen Standpunkt der Civilisation zu erheben, und dort eine Colonie zu gründen; allein die Politik ist schon öfters der Civilisation zu Hilfe gekommen, und so befand es sich auch hier. Kaum war Na-

poleon auf Helena, so richtete sich der diplomatische Blick seiner Hüter auf Ascension. Dem Volke schien es unglaublich, daß jener dürftige Felsen im Ocean das Grab des Weltbeherrschers seyn sollte, daß der Sieger in hundert Schlachten hier verkommen sollte, während ihn doch nur das Weltmeer von seinen Getreuen trennte. Deren waren mehr als genug in Frankreich und Amerika, und so ward der Glaube des Volkes auch zur ängstlichen Besorgniß für seine Überwinder. Da lag denn für diese freilich der Gedanke nicht fern, daß man den Unwiderstehlichen, der sich schon einmal gezeigt, als man ihn am wenigsten erwartete, unter sichere Obacht von allen Seiten nehmen müsse. Ascension nur 90 deutsche Meilen von St. Helena gelegen, bot sich natürlicher Weise als gelegenster Punkt für einen politisch telegraphischen Wachtposten dar, und die Engländer, eine Alles berechnende Nation, konnten diesen wohl am allerwenigsten ihrer Aufmerksamkeit entschließen lassen. So wurde denn gleich im Jahre 1815 die kleine Insel von einer brittischen Colonie kriegerischer Seeleute besetzt. Diese waren natürlich nur zuerst darauf bedacht, sich ihre nicht zu glänzende Existenz so comfortable als möglich zu machen. Es wurden auf der felsigen Küste einige wenige Hütten angelegt, und das zunächst um diese liegende Land zu bebauen angefangen. Nur dürftig reichte dies aus für die Bedürfnisse der kleinen Garnison, deren Beschäftigung bloß darin bestand, ein wachsam Auge auf die Umgegend zu richten. Erst seit dem Tode Napoleons fing man an die Insel als eine regelmäßige Niederlassung zu betrachten, und es erfolgten von England aus neue Colonisten sendungen. Die Regierung hatte nun beschlossen, die Insel zu einem Erfrischungshafen und Depot für die zur Unterdrückung des Sklavenhandels bestimmten afrikanischen Kreuzer zu machen. Es wurden deshalb größere Strecken des Gebirgslandes urbar gemacht und nicht ohne Beschwerlichkeit Straßen angelegt. Allein jetzt begann es an dem nöthigsten Bedürfniß, an Wasser zu fehlen. Es war davon kein Vorrath vorhanden, als den einige Trausen oder Quellen darboten, die ihren Ursprung dem durch den Boden tröpfelnden Regenwasser verdankten. Nach und nach gelangte man auf die Spur, daß diese Wasserquellen durch mehrere Thonschichten durchsinkernd, sich auf einem entfernteren Punkte verstärkten, wo man sich nun anlegen ließ, Cisternen anzulegen. Von hieraus schaffte man den Wasservorrath täglich auf Maulseeln in kleinen Gefäßen nach der Niederlassung auf der Küste, eine Strecke von sechs Meilen, wodurch jedoch bei trockener Jahreszeit dem Wassermangel noch immer nicht abgeholfen war, so daß, um die kleine Garnison nicht verschmachten zu lassen, man häufig aus den Schiffen Wasser ans Land nehmen mußte. In den nächstfolgenden Jahren entdeckte man zum Glück immer neue Quellen, so, daß die Insel von Jahr zu Jahr in der Civilisation erhebliche Fortschritte machen mußte. Ziegen und Federvieh vermehrten sich unglaublich schnell, es wurde auch von Guinea aus Geflügel hieher verpflanzt, welches sich auf der Insel ohne Schwierigkeit acclimatirte. Seit dem Jahre 1829 interessirte sich die englische Regierung für die Fortschritte derselben noch lebhafter. Um diese Zeit sandte man einen sachkundigen Ingenieurofficier, um auf der Insel den Plan einer künstlichen Wasserleitung zu realisiren. Das Wasser sollte von den Bergen aus mittelst einer Reihe zusammenhängender Röhren, durch einen Tunnel von 935 Fuß Länge

in möglichst gerader Richtung nach einem großen, in der Niederlassung selbst befindlichen Behälter geleitet werden. So schnell, als es das Material der Umgegend erlaubte, wurde dieser Bau vollendet, und das Resultat ist nun vollkommen befriedigend, denn die Niederlassung bezieht jetzt bloß aus dieser Quelle so viel Wasser täglich, daß die Insel den sämmtlichen landenden Fahrzeugen mit ihrem Vorrathe aushelfen kann, und außerdem einen Uberschuß von 1500 Tonnen behält. Nachdem so dem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen war, bereicherte man den Küstenstreifen mit den zur Bequemlichkeit nöthigen Gebäuden: ein Hospital, mehrere Vorrathshäuser und Magazine für Lebensmittel, Baracken und Wohnungen für die Officiere wurden aufgeführt, und die Niederlassung selbst durch passende Befestigungen zu einem Fort gemacht. Es fehlt demselben mithin nicht an dem Wesentlichsten, obgleich nicht alle von der Regierung beabsichtigten Einrichtungen vollendet sind. Dem Bergdistrikte fehlt es nicht an für die Schiffe nugharen Vegetabilien, die afrikanischen Kreuzer, welche in der Bai einlaufen, um Lebensmittelein- und Auslieferungen vorzunehmen, erhalten auf Befehl ihre bestimmten Nationen an Schafen, Ziegen, Ochsen und Turkeltauben. Von den letzteren, welche im Ueberfluß vorhanden sind, so viel als ihnen beliebt. Auch Kauffarthenschiffe können gegen eine mäßige Abgabe an die Regierung dieselben Vortheile genießen. Die Cultur auf den Bergen hat allerdings wegen der Unbestimmtheit der regnigen Jahreszeit auf der Insel mit manchen Schwierigkeiten zu kämpfen. Man kann hier nicht mit Sicherheit auf den Eintritt der periodischen Regen zählen, wie auf den afrikanischen Küsten, so daß durch dies Ausbleiben öfters ganze Ernten zu Grunde gehen. Da jedoch ein großer Theil des Landes dem Anbau der Nataven gewidmet ist, welche fast nie eine Mißernte geben, auch der Kürbiß auf der Insel in Ueberfluß wächst, so kann man allenfalls den Mißwachs der andern Vegetabilien einmal verschmerzen.

Als ein erstaunenswürdiges Beispiel der Vegetation, ein Ereigniß, das in der Geschichte der Botanik sich nicht oft wiederholen mag, muß hier schließlich bemerkt werden, was man innerhalb der zwanzig Jahre, daß diese kleine Insel bewohnt ist, gethan und erreicht hat, um sie aus einem fast wüsten Lavagefelde zu einem durch alle Gewächse, die vortreflich gedeihen, ausgezeichneten Landstrich zu machen. Man hat seit dieser Zeit auf Ascension gegen 170 fremde Gewächse eingeführt und acclimatirte, und hier, wo es sonst nur wenige dürftige Kräuter gab, sieht man jetzt die englische Eiche, die schottische Fichte den schwarzen Holländerbaum, die Cypresse, den Citronen und Orangebaum, den Maulbeerbaum (vom Cap), den Pfirsich- und Melonenbaum u. dgl., Akazien, Rosen, Oleander, Myrten gedeihen vortreflich. An Küchengewächsen, Sträuchern und Kräutern, Kohl, Spinat, Kartoffeln, Rüben, Möhren, Salat, Kresse, Endivien, Radischen, Zwiebeln, Bohnen, rothe Rüben, Kraut, Gurken, Blumenkohl, Johannes- und Stachelbeeren, ferner Majoran, Thymian, Weisfuß, Ysop und andern Gewürzkräutern. Rechnet man hiezu noch die manigfachen schönen Blumen: Geranium, Iris, Rosenpappel, Lilien, Convolvulus, Passionsblume, und die besonders schöne Moes, so muß man in der That erstaunen über die Schnelligkeit, mit der menschliche Betriebsamkeit ein wüstes unwirthschaftliches Eiland, in ein fruchtbares und reizendes Paradies umgeschaffen hat.

Litteratur.

Die Mutter.

Nach dem Englischen von Dr. Georg Preyß.

Wien bei J. G. Ritter von Mösele's Wittwe und Braumüller. — Druck von J. P. Collinger.

Eine allgemein faßliche, natürliche Darstellung aller, sowohl auf eine glückliche Entbindung, als auch auf die erste Pflege des Neugeborenen einwirkenden Verhältnisse, wie sie in diesem Werke dargeboten wird, gehörte, trotz so mancher Belehrungsschriften über derlei Gegenstände, bis jetzt noch immer unter die frommen Wünsche. Denn entweder gehen jene andern Werke von einem, über der Sphäre des weiblichen Lebens liegenden, wissenschaftlichen Standpunkte aus, oder sie behandeln ihren Gegenstand mit einer Oberflächlichkeit, welche selbst den Müttern des Mittelstandes, für die sie doch zunächst geschrieben waren, auffallen muß. Der Verfasser des vorliegenden Buches hat, die goldene Mittelstraße glücklich aufgefunden, und mit zu Grundelegung eines klassischen englischen Werkes ein Compendium heilsamer Rathschläge geliefert, welches wir den deutschen Gattinnen mit bester Überzeugung anempfehlen können. Schmucklos, aber gemeinverständlich, kurz aber klar, und was hier vielleicht am meisten gilt: gestützt auf eigene Praxis, entwickelt er in sechs Hauptstücken Alles, was einer jungen Mutter vor, während und nach ihrer Entbindung zu wissen nöthig, damit sie weder ein Opfer der Fraubalen-Gehesamkeit werde, noch auch bei der geringsten Veranlassung die Hilfe des Arztes anrufen müsse. Um die Neuwermählten unter unsern Leserinnen, für welche eine nähere Einsicht in dieses Werk Interesse hat, von dessen Vollständigkeit und praktischer Anlage zu überzeugen, gehen wir hier in Kürze seinen Inhalt durch.

Das erste Hauptstück bekämpft die Vorurtheile, welche nicht bloß bei Gemeinen und Ungebildeten, sondern leider auch noch in höhern Kreisen über das Verhalten einer Geseigneten gang und gäbe sind. Unter diesen steht mit Recht der Glaube an das sogenannte »Versehen« an der Spitze, ein Abergwitz, welchen halb und halb in Schüz zu nehmen, selbst manche Gelehrte nicht errötheten. Von den zahlreichen Vernunft- und Erfahrungsgründen, mit welchen der Autor diesen Wahn bestreitet, führen wir zum Troste der Kleingläubigen, welchen dieses Blatt vielleicht in die Hände fällt, hier einen der schlagendsten an, nämlich: daß die sogenannten Muttermale, nach dem Volksglauben die sichtbaren Beweise des Versehens, — in entsprechender Form auch bei Thieren und Pflanzen erscheinen, welchen doch der gesunde Menschenverstand unmöglich Fantasie, am wenigsten eine so energische andichten wird, als man zur Hervorbringung solcher Abnormitäten für nöthig erachtet.

Die folgenden drei Hauptstücke handeln von den Kennzeichen und gewöhnlichen Krankheits-Erscheinungen des gegneten Zustandes, und von den Mitteln, Letztere zu verhüten oder zu mildern. Mit vieler Delikatesse bieten sie ihren bewährten Rath, und machen auf so Manches aufmerksam, was sonst unter der verkehrten Leitung einer unwillkürlichen Umgebung oder bei dem betäubenden Einflusse unserer Lebensart übersehen oder falsch gedeutet worden wäre.

Das fünfte Hauptstück giebt nützliche »Hinse für die Wochenfeier« selbst, und beruhigt bei dieser Gelegenheit die werdende Mutter mittelst Thatfachen über die, durch Hörensagen vergrößerten, Leiden und Gefahren eines Akttes, welcher der Glanzpunkt ihres bürgerlichen und physischen Lebens ist. —

Das sechste Hauptstück, eines der Wichtigsten, beschäftigt sich mit der physischen Erziehung des Säuglings, dieser, in der Theorie so oft gedroschenen und für das Leben doch so selten fruchtschweren Ahre des pädagogischen Unterrichtes. Auch hier findet der ernstliche Wille wieder recht brauchbaren Rath, aber zur That muß jener gefaßt, muß dieser benützt werden! Sonst verzeihen die Mäuse das gute Korn sammt seiner papierenen Tenne, und der Schöpfer hat keinen Dank dafür.

Als brauchbarer Anhang erscheint ein eigener Kalender, Behufs gewisser Berechnungen für die Zeit der Hoffnung zusammengestellt.

Das typographisch sehr zierlich ausgestattete Werk ist Ihrer königlichen Hoheit, der Frau Luise Prinzessin von Wassa, gewidmet.

Kunst und Industrie.

Hydraulischer Mörtel. In den Mittheilungen des Gewerbsvereins in Hannover findet man folgendes Recept des Maschinen-

meisters Schöttler zu Ilzenburg zu einem hydraulischen Mörtel, welcher sich ganz vortreflich halten, und im Wasser wie im Trocknen gleich dauerhaft seyn soll. Sechs Gewichtstheile Gips (am besten frisch gemahlener), 3 Theile gebrannte Ziegel und 4 Theile Eisenfeischlacken werden gemahlen, gepocht und zerstoßen, und durch ein Drathsieb (von solcher Feinheit, daß etwa Naspflamen durchfällt) geseibt, dann mit Wasser angemengt, und kurz vor dem Gebrauche mit zwei Theilen geseibter Eisenbohrpäne oder Eisenfeile versetzt, die man gut darunter arbeitet. Man verbraucht die Mischung möglichst dünn und weich, und ganz nach Art des gewöhnlichen Mörtels. Nöthig ist es, das Mauerwerk recht stark anzufeuchten, und von dem Cement immer nur kleine Quantitäten auf einmal anzumachen, die rasch verbraucht werden müssen. Dieser Cement kann im Regen und in der größten Sonnenhitze aufgetragen werden; im letzteren Falle muß man nur darauf achten, daß die Schichten nicht zu stark sind, und daß das Anfeuchten nicht veräuert wird. Er eignet sich zum Ausputzen von Wassermauern, zur Anfertigung von Gesimsen, zur Abdichtung auf Mauern etc., und kommt (die Eisenpäne zu dem gewöhnlichen Preise von 2 Thaler pr. Zentner berechnet) nicht theurer als der englische Roman Cement. Seine Farbe wird ein angenehmes Rosibraun.

Chioggia's Seidenfabrik in Triest. In dieser Fabrik, welche zu den größten Unternehmungen gehört, befinden sich 125 unterirdische Hhlbehälter, welche 11000 Eimer fassen; 52 Bottiche mit den dazu gehörigen Gruben von 1410 Eimer Gehalt zur Bereitung der Seidenfederlaube; 21 große Kessel von 1151 Eimer Gehalt, mit den unterirdisch angebrachten Ofen und 24 Formen, in welche zur Gehärtung der Seide 1340 Zentner derselben gegossen werden können. Die Fabrikgebäude mit allen zur Fabrik gehörigen Räumen dehnen sich auf einer Fläche von 1500 Quadrat-Klafter aus. Die jährliche Production beläuft sich auf 15,000 Zentner aller Gattungen Seide, und das Betriebspersonal auf 50 Individuen. Bei vollem Betriebe könnte die Fabrik 120,000 Zentner Seide erzeugen und 300 Menschen beschäftigen. Sie liefert 5 Sorten Marseiller Seide in Stangen, Tafeln und Kugeln; Genueser Seide, seine weiße Triester Seide, blau und roth geädert; 19 Sorten Venetianer Seide, verschieden gefärbt und weiße; zwei Sorten englische Palmseide.

Harren der Sensen. Herr Alois Zeitlinger in Eppenstein, der bei der ersten österreichischen Produkten-Ausstellung die goldene Medaille erhielt, hat das langwierige Verfahren der Sensenharungen, welches der Arbeiter dadurch bewirkt, wenn er die zu härtende Sense langsam vor der Eisenmündung hin- und herzieht, dadurch beträchtlich abgekürzt, daß er mehrere Düsen anbringt und dadurch das Feuer auf eine größere Fläche der zu härtenden Sense leitet, als es mit einer Düse möglich ist. Er ist daher im Stande, Sensen von besserer Qualität und zu billigerem Preise zu liefern, weil die Härtung, die mit einer Düse, trotz aller Fertigkeit und Aufmerksamkeit des Arbeiters, nicht auf jede Stelle der Sense in gleichem Grade reussiren kann, durch Anwendung mehrerer Düsen eine Gleichmäßigkeit der Hitze, die auf alle Theile der Sense zugleich wirkt, erzielt wird, wodurch natürlicher Weise auch die Härtung um so schneller von Statten geht. Er härtet durch Anwendung dieser Methode drei Sensen in derselben Zeit, in welcher nach der bisherigen nur Eine fertig gehärtet werden konnte.

Miscellen.

Wenn in einem Thale des Engadins Jemand in den Verdacht eines Verbrechens fällt, und deswegen eingezogen wird, sich aber rechtfertigen kann, so wird demselben am Tage seiner Freilassung, nachdem seine Unschuld öffentlich kundgemacht worden, von einem jungen schönen Mädchen eine weiße Rose übergeben, die man Unschuld's-rose nennt. An jedem öffentlichen Orte trägt er dann die Rose als Zeuge seiner Rechtfertigung. Fürwahr der schönste Orden, der ihn zieren kann, und hier höher geachtet wird, als anderswo der Orden des Verdienstes. Diese alte Gewohnheit, welche dem schönen Geschlechte in den Tagen seiner Unschuld das Recht gibt, dem unzüchtigen Zeugniß zu geben, eine leicht verwelkliche Blume zum Symbol der Ehrenerstattung macht, und die drei Begriffe der Schönheit, Unschuld und Vergänglichkeit in eine so rührende Verbindung setzt, bietet dem Denker ein so weites Feld von Beobachtungen dar, der diese Bildersprache versteht, welche in der Unmündigkeit der menschlichen Gesellschaft ihren Ursprung hat, von den ungebildeten Völkern mit Religiosität aufbewahrt, von den gebildeten aber nur zu oft entehrt wird.